



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Br., K.: Vier Briefe eines Süddeutschen an den Verfasser der "Vier Fragen eines Ostpreußen" : Vierter Brief.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Vier Briefe eines Süddeutschen an den Verfasser der „Vier Fragen eines Ostpreußen“.

Vierter Brief.

Sie sagen, meine Geschichte aus Hohenzollern sei recht schön, aber sie werde entkräftet und widerlegt durch die Thatsachen, daß seit der Annectirung die anti-preussische Stimmung in Frankfurt noch anti-preussischer, in Schleswig-Holstein wenigstens nicht preussischer geworden sei, und daß die Sympathien für Preußen in Kurhessen und Nassau, welche früher die Einverleibung provocirten, bedeutend abgekühlt und in Hannover, trotz aller Maßregeln, nicht wärmer geworden sind.

Alle diese Thatsachen sind — ich muß es mit Bedauern zugestehen — nur zu wahr.

Aber was sind die Gründe dieser Erscheinung? Die Dynastie, das Heer, die Finanzen in Preußen sind in der That und Wahrheit auch die Dynastie, das Heer, die Finanzen eines Großstaats. Auch die Hauptstadt und die Bevölkerungsziffer vermögen, wenigstens seit neuester Zeit, den Ansprüchen eines Großstaats zur Noth zu genügen.

Von der innern Verwaltung aber und von dem, was die neuen Provinzen gegenwärtig zu schmecken bekommen, vermag ich ein Gleiches nicht zu behaupten. Namentlich aber ein großer Theil der Bureaukratie steckt noch tief in den Kinderschuhen des Kleinstaates, jenes Kleinstaates, der, weil er keine große Politik treiben kann und darf, aber doch seinem Thätigkeitstrieb Genüge leisten will, sich mit desto größerem Eifer auf die kleine Politik wirft, die Gebiete der bürgerlichen und wirthschaftlichen Gesellschaft, der Gemeinde und des Kreises, der Schule und der Kirche usurpirt, alles reglementiren, uniformiren, nivelliren will, und der, weil er kein Maler ist, sich der Schablone des Weißbinders bedient, um sagen zu können: „Anch' io sono pittore!“

Diesem Ueberrest kleinstaatlicher Nivellirungs-Reglementirungstendenzen, die einer sich „conservativ“ nennenden Regierung den Anstrich von Radicalism giebt, hat leider der Landtag einen großen Vorschub geleistet, indem er für die neuen Provinzen bis zum 1. October 1867 jene Einrichtung einführte, welche man die „Königliche Dictatur“ nennt, die aber einen so wohlklingenden Namen nicht verdient, sondern besser als die „Omnipotenz der Decernenten und der Geheimräthe“ bezeichnet würde. Gestatten Sie mir eine nähere Erläuterung:

Man hatte bei der Einverleibung drei Wege vor sich: Erstens den der Personalunion. Zweitens den der Proconsulate. Drittens den der sofortigen Einfügung in den preussischen Staat.

Bei der Personalunion wurde König Wilhelm: Herr von Frankfurt, Herzog von Nassau und von Schleswig-Holstein, Kurfürst von Hessen und König

von Hannover. Diese verschiedenen Territorien hatten dann zwar ein gemeinsames Staatsoberhaupt, aber getrennte Gebiete. Sie behielten ihre bisherige Verfassung und Gesetzgebung und ihre bisherige Volksvertretung. Die Sündfluth von Verordnungen, mit welchen uns der Staatsanzeiger während der letzten drei Wochen beglückt hat — er spie täglich, ein doppelt geöffnetes Haus, wenigstens zwei Leoparden auf einmal aus — wäre dann nicht möglich gewesen. Die Stände würden ohne Zweifel in Bezug auf Heer- und Finanzverfassung uns mit den übrigen Preußen auf einen Fuß gesetzt, im Uebrigen aber ihre Mitwirkung bei der Gesetzgebung gewahrt und das Gebiet der wirthschaftlichen und bürgerlichen Gesellschaft gegen Uebergrieffe einzelner Organe der Staatsgewalt vertheidigt haben. Die Regierung wollte bekanntlich den Weg der Personalunion betreten. Allein die zweite Kammer verwarf ihn, weil sie auf Anlaß der laenburgischen Affaire eine Idiosynkrasie gegen die Personalunion hatte. Sie machte es, wie ein ungelübter Fechter. Sie parirte den Hieb, welcher bereits saß, statt dessen, der auf dem Wege war zu kommen.

Die Form der Proconsulate ist die, welcher sich die alten Römer beim Annectiren bedienten; und diese Herren verstanden das Geschäft, und zwar beide Branchen desselben, nämlich die Branche des Schwerts und die der Verwaltung — die der Eroberung durch das Schwert grade so gut, wie das moderne Preußen, die der Assimilirung durch die Verwaltung viel besser. Die Proconsulate sind ein Mittel Ding zwischen Personalunion und sofortiger Einverleibung. Diese Form ist auch schon bei uns in einer großen Zeit mit Glück und Geschick angewandt worden, nämlich in der Zeit von 1814 bis 1817, wo auf Anordnung des großen Freiherrn Karl vom Stein die Herren Justus von Gruner und von Sack die von Frankreich zurückeroberten Territorien auf dem linken Rheinufer als Proconsula verwalteten zur größten Befriedigung der zurückgewonnenen deutschen Bevölkerung. Der vormalige bonner Universitätscurator Philipp Joseph von Rehsues arbeitete damals dort unter Herrn von Sack. Er hat in spätern Jahren die Art seiner Wirksamkeit unter dem Titel „Ueber Proconsulate der neuern Zeit“ beschrieben; und seine Relicten haben das hinterlassene Werkchen 1845 (Stuttgart, Cass) herausgegeben. Daß ein Mann, wie Graf Bismarck, keine Zeit zum Lesen hat, finden wir begreiflich. Allein die Herren von Scheel-Plessen, von Hardenberg, von Dieß, von Madai u. s. w. hätten doch wohl Zeit gehabt; und geschadet hätte diese Lectüre ihrer amtlichen Wirksamkeit gewiß nicht.

Hätte man die Uebergangsform der Proconsulate gewählt, so wären die neuermorbenen Länder nicht sofort den verschiedenen Ministern, Unterstaatssecretären, Abtheilungsdirectoren, Wirklichen Geheimräthen, Geheimen Oberregierungsräthen, Geheimregierungsräthen, Regierungsräthen, Decernenten, vortragenden Räthen, Hilfsarbeitern, temporären Hilfsarbeitern, Kanzlei-, Rechnungs- und

Registraturrätthen u. s. w. u. s. w. untergestellt worden. Die ganze Administration hätte sich in einer Hand concentrirt, und zwar in einer starken Hand, etwa in der des Grafen Bismarck. Dieser hätte für jedes Territorium einen Proconsul ernannt von dem Kaliber eines Sack oder eines Justus Gruner, d. h. einen erprobten Verwaltungsbeamten von Distinction und hoher Stellung und von freiem, weitem politischen Blick, beseelt von dem Geiste, der 1814 und 1815 die neue Verwaltung beherrschte. Diese Form hätte es erlaubt, große Schöpfungen aus einheitlichem Gusse zu schaffen; aus ganzem Holze zu schneiden, anstatt zu schnitzeln und zu leimen. Es liegen einige Anzeichen dafür vor, daß dem Grafen Bismarck ein solcher Plan vorschwebte. Er ist verhindert worden. Wodurch? Wer weiß es. Die innere Geschichte der Schwankungen im letzten Drittel von 1866 ist noch zu schreiben. — — — Da man weder auf die Personalunion, noch auf die Proconsulate einging, blieb nur die sofortige Einfügung in den bisherigen Bestand der preussischen Monarchie übrig. Allein auch diese decretirte der Landtag in einseitiger Weise. Er incorporirte uns nur in Bezug auf die Lasten, aber nicht in Bezug auf die Rechte. Er vorenthielt uns die Verfassung, die Pressfreiheit, das Vereinsrecht, die volle Befreiung von Grund und Boden, bis zum 1. October 1867. In Nassau z. B. maßregelte der preussische Civilcommissär die preußenfreundliche Presse auf Antrag alt-nassovitischer Beamten unter Benutzung der administrativ-polizeilichen Schablone, welche der großdeutscherikale Regierungsdirector Werren auf Grund des Bundesbeschlusses von 1854 erfunden hat. Der Civilcommissär wurde täglich von der herzoglichen Jägerei mitgenommen, um auf den Aekern der Bauern die Jagdservitut auszuüben, welche sich die Dynasten unter Mißbrauch der Staatsgewalt für den Domänenfiscus über den Privatbesitz des ganzen Landes angemacht hatten; und die Früchte dieser gemeinsamen Jagdpartien der preussischen Verwaltung und der herzoglichen Jägerei sind deutlich zu Tage getreten in der Art, wie des Königs Verordnung vom 30. März 1867, welche die Jagdservitut aufhebt, vollzogen und — nicht vollzogen worden ist. Doch das nur beiläufig. Die Einverleibung ohne Verfassung, mit der uns die Kammer unter Führung Waldeck's beglückte, dessen Annectirungszeifer seinen sonst so klaren und freien Geist einen Augenblick blendete, hat uns der Sündfluth von Verordnungen preisgegeben, welche wir, da sie der Reaction einer Volksvertretung — weder der alten, noch der neuen — bedürfen, menschlicher Berechnung nach so bald nicht wieder los werden, und den Experimenten der Geheimrätthe, deren Thätigkeitstrieb bei uns nicht auf jene Schranken stößt, welche ihm in Preußen durch die Verfassung gezogen sind.

Ein solcher Geheimrath pflegt, wie weiland Julius Cäsar, zu kommen, zu sehen und zu siegen; — und das geht so zu:

Zuerst werden die Acten nach Berlin geschickt. Ich für meine Person habe

einige Zweifel, ob aus gewissen Acten etwas zu lernen ist. Denn ich habe mich überzeugt, daß die Art ihrer Fabrikation in vielen Fällen einfach folgende ist: Wenn die Regierung eine Erhebung machen will, so erläßt sie ein Circular an die Amtmänner. Jeder Amtmann in seinem Amtsbezirk läßt das Circular vervielfältigt an seine Bürgermeister und Dorfschulzen gehn. Die letzteren beauftragen in Betreff des Gegenstandes, worüber sie Bericht erstatten sollen, jene obrigkeitliche Person, welche bei Tag als Gemeindediener, bei Nacht als Nachtwächter, in sonstigen Mußestunden als Maulwurfsfänger oder dergleichen fungirt, mit den erforderlichen Nachforschungen. Auf den Grund seines Rapports berichtet der Dorfschulze ans Amt. Letzteres stellt die Berichte zusammen und legt sie der Regierung vor und diese bearbeitet sie dann zu einem Exposé, bei welchem alles auf die Fähigkeit und die Glaubwürdigkeit besagten Maulwurfsfängers ankommt, durch dessen Brille alle Andern zu sehen genöthigt sind. Denn „Quod non est in actis, non est in mundo!“

Ich will nicht sagen, daß es in allen Fällen so ist. Aber es ist nicht immer anders.

Nach Durchlesung dieser Acten setzt sich der Geheimrath Abends um acht Uhr in Berlin auf die Eisenbahn. Er kommt um 11 Uhr Morgens hier an. Die Beamten, welche er consultiren will, stehen bereits auf Relais. Er conferirt mit ihnen. Beide Theile verstehen einander nicht immer. Denn jedes Land hat seine eigne Kanzleisprache. Hier sagt man Referent — dort Decernent; hier Consolidation, dort Reparation; hier Conscriptio — dort Aushebung; hier Rekrutirungsrath, dort Ersatzcommission u. s. w. Außer den Beamten wird niemand gefragt. Unter dem Depossedirten war aber eine solche Kluft zwischen Regierung und Land, daß man sicher war, der Beamte war allemal der entgegengesetzten Meinung, wie der Bürger. Vielleicht ist es heute noch so.

Als der preußische Civilcommissär von dem Lande Besitz ergriff, erließ er eine feierliche Proclamation. Ich habe sie über meinem Schreibtisch an die Wand genagelt und lese sie öfters zur Erinnerung und zum Trost. Sie verspricht uns „hellere Tage“ und ertheilt die tröstliche Versicherung: „Die Occupation des Landes ist nicht gegen die Bevölkerung, sondern gegen die bisherige Regierung gerichtet“.

Gegenwärtig aber wird die Bevölkerung nicht mehr gefragt. Einen Landtag oder eine sonstige Vertretung giebt's nicht mehr. Die Kammern stehn uns noch nicht offen. Der Geheimrath befragt unsere Gegner, die Mitglieder der bisherigen Regierung, — uns nicht. Dann kehrt er alsbald nach Berlin zurück. Dann kommt die Verordnung. Es liegt mir ferne, hier gegen die Geheimräthe im Allgemeinen oder gegen Einen derselben insbesondere einen persönlichen Krieg anfangen zu wollen. Ich habe welche kennen gelernt, welche mir an Fähigkeit, Kenntniß, praktischem Geschick und Patriotismus wahre Vor-

bilder dünkten und ohne Zweifel unendlich weit über unserer bisherigen klein-staatlichen Bureaokratie standen.

Freilich giebt es auch welche, die da glauben, dieselbe Jagdeinrichtung, die in Pommern gut ist, passe auch für uns. Und doch ist unsere Agrarverfassung das directe Gegentheil der dortigen; und was hierin für das Pommerland gut ist, das paßt durchaus nicht für das fränkische Rheinland.

Doch sprechen wir nicht von Personen, sondern von Einrichtungen! Meiner Meinung nach wären Proconsulate besser gewesen. Denn viele Köche verderben den Brei. An der Spitze der jetzige Bundeskanzler, unter ihm vier tüchtige Proconsuln, — die hätten uns mit einheitlicher und sicherer Hand durch das Uebergangsstadium fest und allmählig, schonend und sicher, durchgeführt und schnell aus den verworrenen Fäden ein einheitliches Gewebe hergestellt, während jetzt an jedem Ende eines jeden Fadens ein anderer Geheimrath zerrt und zupft.

Wir sind genügsame Leute und machen gar keinen Anspruch auf eine so zuvorkommende und aufmerksame Behandlung. Wenn wir einen Wunsch haben, dann wollen wir's sagen; und wenn wir krank sind, wollen wir klagen.

Aber daß, auch wenn wir nicht klagen, jeden Tag ein neuer Arzt kommt, und oft sogar mehre an einem Tage, von welchen uns der erste eine innerliche Arznei, der zweite eine geistliche Salbung, der dritte ein ländliches Pflaster applicirt, das ist des Guten doch vielleicht etwas zu viel und kann auch die beste Constitution verderben.

Man meint wirklich manchmal, wir lebten noch in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Da kamen die Civilcommissäre des Wohlfahrtsausschusses aus Frankreich zu uns; und jeder brachte ein Duzend neuer Verordnungen mit. — — — — — Damit wollen wir nicht bestreiten, daß in Finanz- und Militärsachen die Gleichförmigkeit absolut nöthig sei. Aber im Uebrigen soll man uns gütigst ein wenig Zeit lassen; wenn man so lange in dem engen Futteral der Kleinstaaterie eingeschachtelt gelegen hat, will die „affenartige Geschwindigkeit“ erst noch erlernt sein.

Lassen Sie mich jetzt noch ein Wort über die lokale und provinzielle Verwaltung sprechen.

Wie ich in meinem zweiten Briefe versucht habe, meine Auffassung der Volks- oder Beobachter-Partei in Württemberg durch Uebersetzung einer Stelle aus einer der Philippiken des Demosthenes klar zu machen, so möchte ich hinsichtlich der in den annectirten Provinzen zu beobachtenden administrativen Technik und Taktik anknüpfen an einen Brief von Marcus Tullius Cicero, dem großen Redner und Staatsmann, den Mommsen (in seiner „römischen Geschichte“) seines Ansehns zu entkleiden vergeblich bemüht ist.

Heutzutage gilt es zwar, wie ich neulich bei Herrn Schmidt-Weißensfels las, für geschmacklos, sich auf einen dieser Classiker zu berufen. Ich finde jedoch,

daß, soweit meine Erfahrung reicht, dieser Glaube hauptsächlich nur bei denjenigen herrscht, welche weder Griechisch noch Latein verstehen; und da bei Ihnen das Gegentheil der Fall ist, so werde ich auf Ihre Erlaubniß, von Cicero reden zu dürfen, rechnen können.

Im Jahre 694 nach Erbauung der Stadt machte Marcus Tullius Cicero in Rom die große Politik, sein Bruder Quintus aber war seit zwei Jahren Civilcommissär in der neu annectirten Provinz Asien, in welcher die griechische Bevölkerung die an Intelligenz und Besitz vorherrschende war. Der Bruder Quintus war grade kein böser Mensch, aber jedenfalls ein sehr eitler und mittelmäßiger. Der glänzende Stern des Marcus hatte ihn aus einer subalternen Stellung an die Spitze einer blühenden und hochcultivirten Provinz berufen, aber er war der Aufgabe, sie zu regieren, nicht recht gewachsen. Er verstand die Griechen nicht und behandelte sie mit der Hoffart eines Parvenu; daneben war er den plumpsten Schmeicheleien zugänglich; er litt ein wenig an der monomanie des grandeurs, an der Tollheit des Masaniello; er beförderte unwürdige Günstlinge, und sein Ruf litt unter dem Mißverhalten. Ja selbst der Ruf seines großen Bruders, der damals so recht in ascendente domo war, begann ein wenig angefressen zu werden. Die Wechselwirkungen wogten damals schon zwischen Rom und Halicarnassus, wie heute zwischen Frankfurt a. M. und Berlin.

Marcus hatte mit Goethe die Gewohnheit gemein, sich seine Sorgen vom Leibe zu schreiben. Er richtete daher an seinen Bruder Quintus einen, nach heutigem Maße gemessen, wenigstens zwanzig Bogen langen Brief, worin er ihm Rathschläge giebt, wie er sich bessern solle. Der Brief ist dictirt von brüderlicher Liebe wohl, aber gewiß auch von der Besorgniß, daß das Ansehn des Staats und des begabteren Bruders Stellung unter den Mißgriffen des eitlen Quintus leiden könne. Wenigstens circulirten in Rom damals Abschriften dieser langen Epistel; und aus diesem Umstande dürfte zu schließen sein, daß es dem Brieffsteller wenigstens nicht grade unangenehm war, wenn seine Mitbürger erfuhren, daß er nicht solidarisch hafte für seinen Bruder, daß er diesem Mores gelesen, und daß, wenn dennoch das Brüderchen dumme Streiche mache, er (Marcus) wenigstens nicht daran Schuld sei. Das mochte denn wohl ein Trost für die Römer sein. Für die Griechen in Kleinasien war es ebensowenig einer, als wenn wir die Versicherung erhielten, Graf Bismarck sei mit dem Verhalten des Herrn von Dingelkirchen nicht einverstanden.

Graf Bismarck also, — nicht doch: ich bitte um Entschuldigung für meinen Lapsus calami — ich wollte sagen: Marcus Tullius Cicero, schreibt *) an seinen Bruder Quintus, Civilcommissär in Kleinasien, wie folgt:

*) Ich überseze möglichst wörtlich. Das Original finden Sie in Cicero, epist. ad Quintum Fratrem, lib. I. epistola I. — editio Aldina pag. 289. a.

„Wäre unsere Lage eine von den alltäglichen, in der man mit der Mittelmäßigkeit ausreicht, und von der wenig Aufhebens und Gerede gemacht wird, so würde auch von Dir nichts Ungewöhnliches verlangt werden, nichts, was man nicht auch von jedem beliebigen Andern fordern dürfte. So aber hat uns der Glanz und die Größe der Thaten, wozu uns die Umstände herausforderten, in ein solches Licht gestellt, daß wenn es nicht gelingt, durch gute Verwaltung der neu annectirten Provinz den höchsten Ruhm zu ernten, wir kaum der tiefsten Schande entgehn können. Denn unsere Lage ist die, daß alle Guten uns zwar wohlwollen, aber dafür auch den äußersten Grad der Sorgfalt und Tüchtigkeit von uns sowohl fordern, als auch erwarten, daß dagegen die Schlechten (deren unauslöschlichen Haß wir uns durch unsere Thaten auf ewig zugezogen haben), schon viel gewonnen zu haben glauben, wenn wir ihrer Tadelsucht auch nur die allergeringste Blöße geben. Weil Du nun aber einmal auf einer Schaubühne stehst, von solcher Berühmtheit, von solcher Größe, vor einem so urtheilsfähigen Publikum, und so merkwürdig akustisch gebaut, daß Klatschen und Pfeifen bis Rom schallt, so schaffe und strebe, ich bitte Dich, daß Du Dich nicht nur aller Vorzüge dieser Stellung würdig erweistest, sondern sie alle sogar noch durch Deine Kunst überstrahlst. Und da der Zufall mir meinen Posten in der Hauptstadt an der Spitze der Staatsgeschäfte, Dir aber den Deinen in der neu annectirten Provinz angewiesen hat, so sieh zu, daß, während meine Rolle hinter keiner zurücksteht, Du Deine gleich übertriffst. Zugleich bedenke auch wohl, daß wir nicht erst nach einem zu erhoffenden Ruhme ringen, sondern den errungenen zu behaupten haben, und daß, wenn wir ihn nicht zu behaupten verstünden, wir lieber nicht darnach hätten trachten sollen.“

Klingts nicht beinahe, wie die Ermahnung Blüchers an die „Federeuzer“ — so beliebte der würdige alte Herr statt „Federeuzer“ zu schreiben, — sie möchten nicht durch ihre Praktiken wieder verscherzen, was das tapfere Schwert im Kriege errungen?

Der große Marcus schreibt weiter an den kleinen Quintus: „Dein Posten ist kein solcher, wo Zufall oder Routine entscheidet; hier muß Genie und unverdrossener Fleiß alles verrichten. Dem Ungefähr ist wenig oder nichts überlassen, und alles scheint mir einzig von Deiner Weisheit und Deiner Tüchtigkeit abzuhängen. Du hast Dich in Deiner Provinz von Anfang an der tiefsten Ruhe zu erfreuen gehabt; aber während diese Stille dem wachsamem Steuermann nützt, kann sie dem schlafenden oder berauschten verderblich werden. Die Leute, mit welchen Du zu thun hast, zählen zu einem Volkstamme (Griechen), der zu den humansten und gebildetsten gehört und dem wir unsere Cultur verdanken.“*)

*) Wie sie in Deutschland der sächsische Stamm dem fränkischen verdankt, welcher letztere Preußen auch seinen Regenerator, Stein, gegeben hat.

Der ältere Bruder rät dem jüngeren dringend zu einer maßvollen und würdigen Behandlung dieser Bevölkerung; es sei aber damit nicht genug, daß er selbst sich solcher Tugend beleißige, auch seine Beamten müsse er in strengster Zucht und Ordnung halten, namentlich die „ex cohorte praetoris“, d. h. die, welche er selbst aus den alten Provinzen mitgebracht und berufen hatte; denn „in Ansehung dieser sei er nicht nur für das, was sie thun, sondern auch für alles, was sie reden und schreiben (Präsbureau? Norddeutsche Allg. Ztg.?) verantwortlich“, deshalb bedürfe es hier der äußersten Vorsicht.

„Wenn es auch,“ schreibt Marcus, „Dir in den ersten Zeiten Deiner Amtsverwaltung begegnet wäre, (aus anderen Stellen des Briefes muß man schließen, daß dies dem unüberlegten, voreiligen und eiteln Manne nur zu oft begegnet ist), „daß Einer oder der Andere Deine Gutmüthigkeit mißbraucht und Dich hintergangen hätte, so besorge ich nichts der Art für das dritte Jahr. Gewiß wirst Du Dich ebenso rechtschaffen, aber nur noch vorsichtiger und zurückhaltender in der Zukunft bewegen. Möge alsdann niemanden mehr zu zweifeln gestattet sein, daß Deine Ohren nur dem, was sie unmittelbar selbst hören, offen stehen, aber nie dem, was ihnen von gewinnsüchtigen und lakaienhaften Menschen verstohlenenweise zugeflüstert wird.“

Dann folgt eine sehr eindringliche Vermahnung gegen das Geschenkenehmen, sei es auch nur ein Salm oder Früchte. „Das Anbieten und Geben,“ fügt der erfahrene Redner bei, „wird jedenfalls dann von selbst aufhören, wenn man sehen wird, daß durch die Leute, welche viel bei Dir zu vermögen vorgeben, in Wirklichkeit gar nichts bei Dir ausgerichtet wird.“

Dann kommt Cicero auf die eingebornen griechischen (höhern) Beamten zu sprechen, die dem vorigen Regiment gedient haben.

„Mit diesen Griechen,“ sagt er, „ist nichts mehr zu meiden, als ein gewisser Grad näherer Vertraulichkeit. Ich nehme von dieser Behauptung nur Wenige aus. Diese Wenigen allerdings würden selbst dem alten Griechenland Ehre gemacht haben. Die Uebrigen aber sind größtentheils falsch, veränderlich und durch lange Knechtschaft in der Kunst zu heucheln und zu schmeicheln ausgelehrte Meister. Zu große Vertraulichkeit mit diesen Dienern des vorigen Hofes ist immer etwas Gefährliches. Denn sie wagen es nie, unsern Neigungen entgegenzutreten. Ueberdies sind sie immer neidisch und mißgünstig, nicht nur auf unsere Landsleute, sondern sogar auch auf ihre eigenen. — So seien und bleiben denn die Grundzüge Deiner Verwaltung: Deine eigene Unsträflichkeit und Enthaltfamkeit — die Bescheidenheit aller, die mit Dir sind — eine äußerst sorgfältige Auswahl unter denen, womit Du vertrauten Umgang pflegst und eine stets gleich bleibende tadellose Zucht in Deinem eigenen Hause. Wenn Du so verfahrst im Besitze eines Amtes, das so große Gewalt giebt, in einer Zeit, wo die Sittenverderbnis so allgemein ist, in einer Provinz, die an ver-

führerischen Lockungen so überreich ist, so muß das den Leuten als etwas gleichsam Göttliches erscheinen."

Eitelkeit und Selbstüberschätzung auf der einen, Unfähigkeit Widerspruch zu ertragen und Hastigkeit auf der andern Seite scheinen die Hauptfehler des durch die Protection seiner Clique aus subalternen Stellung zum Statthalter einer neu annectirten Provinz emporgekommenen Quintus zu sein. Denn Marcus schreibt ihm weiter:

"Ueber einen Punkt werde ich nicht aufhören, Dich zu vermahnem. Denn ich will, soviel an mir liegt, an dem Lobe, das Dir zukommt, keine Flecken dulden. Alle Leute, die aus Deiner Provinz hierherkommen und Deine guten Eigenschaften kennen, rühmen, daß den Jähzorn ausgenommen alles an Dir gut sei. Dies ist nun freilich leider ein Fehler, der schon im gewöhnlichen Privatleben für das Kennzeichen eines eiteln Flackopfs gilt. Häßlicher aber kann gewiß nichts sein als eine ausgedehnte Amtsgewalt, die mit heftigem Sinn geübt wird. Ich will nicht die Zeit damit verthun, Dir nochmals zu Gemüthe zu führen, was die weisesten Männer aller Zeiten gegen den Jähzorn gesagt und geschrieben. Theils ist mein Brief ohnedies schon zu lang geworden; theils giebt es der Bücher genug, worin das Alles zu finden. Aber das, was so recht der eigentliche Beruf eines Briefs ist, nämlich dem Adressaten selbst zu wissen zu thun, was er nicht weiß, das will ich nicht verabsäumen. Höre also: (und nun folgt eine sehr praktische Darlegung, wie schlimm es für eine Obrigkeit sei, wenn sie ihre Leidenschaft nicht beherrschen kann und wenn ihre Zunge mit ihr durchgeht.)

Vielleicht veranlassen Sie diese wenigen Proben aus dem Briefe an Quintus, welche ich meinem Briefe an Sie eingeschachtelt habe, das Original zu lesen; und Sie werden mir dann beipflichten, wenn ich sage, die preußischen Statthalter würden wohl thun, wenn sie diesen Brief nicht nur läsen, sondern auch befolgten.

Die in den neuen Provinzen allerdings im Wachsen begriffene Mißstimmung ist nicht Folge der Verfassung des norddeutschen Bundes. Denn diese hat mit alledem nichts zu schaffen. Wenn man sie auf ein parlamentarisches Conto setzen will, so müßte es das des preußischen Abgeordnetenhauses sein, welches im vorigen Herbst uns unsere alte Verfassung und unsere Landstände genommen hat, ohne uns neue zu geben, welches uns unter die Ministerien eingepfarrt, aber uns diejenigen Volksrechte vorenthalten hat, welche die Ministerialgewalt heilsam beschränken. Allein es wäre ohne Zweifel Unrecht, wenn man auf dieses Conto alles setzen will.

Gestatten Sie mir es zu wiederholen: Ein großer Theil von Preußens Bürokratie hat noch nicht das politische Bewußtsein des Großstaats gewonnen, ist noch in kleinstaatlichen Anschauungen befangen. Nur ein Beispiel. Bei uns

hat es gestern der neue Regierungspräsident durchgesetzt, daß die Regierung den Geometer für jede landwirthschaftliche Consolidationsgesellschaft bestätigt oder ernennt, während sich ihn bisher jede Gesellschaft selbst wählte. Mit dem gleichen Rechte könnte die Regierung sich das Recht beilegen, für jede Actiengesellschaft oder für jedes Fabrikgeschäft den technischen Director zu ernennen. Denn die Consolidationsgenossenschaft hat mit dem Staat nicht mehr zu schaffen, als ein Hüttenverein oder eine Baumwollspinnereigesellschaft.

Ich würde es dem Staat, der seiner Natur nach Egoist ist und es sein muß, noch nicht einmal so übel nehmen, daß er sich drein mengt, wenn für ihn möglicherweise irgend etwas Anderes dabei herauspringen könnte, als die Unannehmlichkeit, daß alles, was schief geht, auf seine Rechnung geschrieben wird; und die Vermuthung spricht dafür, daß alles schief geht. Denn der Staat versteht nichts von der Privatwirthschaft; und der Interessent versteht seine Interessen besser, als der Nichtinteressent.

Unsere Bauern werden diese Neuerung sehr übel aufnehmen. Denn sie nimmt ihnen abermals ein Stückchen ihrer wirthschaftlichen Selbständigkeit, das sogar die nassauische Regierung, welche bevormundungsfüchtiger war, als irgend eine andere, respectirt hatte.

Und an demselben Tage, an welchem die Regierung die Befugniß, einen Geometer zu ernennen, für so unendlich wichtig erachtet, am 24. Juli, wird daselbst der im vorigen Jahre nicht gefeierte Geburtstag des Depossedirten gefeiert, weil die Leute voll Mißstimmung sind gegen die neue preussische Verwaltung. Man zieht durch die Straßen mit den frühern Farben und Fahnen. Auf den Depossedirten singt man Lieder, bringt man Toaste. Der etwas verdampfte particularistische Patriotismus der Soldaten, welche die Bundesarmee-campagne des vorigen Jahres mitgemacht haben und nun die preussische Uniform tragen, wird durch Hosspirituosen wieder erwärmt und belebt. An demselben Tage stellt hier der Depossedirte bei dem Gericht eine Klage wegen Besitzstörung an, gestützt auf die Behauptung, der König will in „mein Schloß“ ziehen, und man feiert im Schwabenlande die „glorreiche Schlacht von Tauberbischofsheim“. Der Großherzog von Hessen erklärt, er verwalte die von ihm eingetauschten vormals kurhessischen Territorien nur interimistisch für seinen theuren Vetter den Kurfürsten. An der Tafel des Prinzen von S. B. in D. tafeln zwei Depossedirte und toastiren auf die rothen Hosen.

Aber die Regierung — — — nun, sie hat ihr ganzes Augenmerk auf oben bemeldeten Consolidationsgeometer gerichtet. Sie hat ihr Besätigungsrecht durchgesetzt. Was liegt an allem Uebrigen? Es fällt nicht in die Waagschale gegenüber einem solchen Triumph.

„Nun, höre ich Sie fragen, und nach allen diesen Erlebnissen sind Sie immer noch nicht von Ihrem preussischen Großmachtschwindel geheilt, schlagen Sie immer noch den Taft zum Trommelwirbel der Gewalt?“

Nein, verehrtester Herr, alle diese kleinen Leiden, womit wir heimge sucht sind, haben mein felsensfestes Vertrauen in die Mission der preussischen Monarchie auch noch nicht einen Augenblick erschüttert. Fast möchte ich sagen: Es geht mir, wie dem Juden, der in Rom katholisch ward, weil er dachte: wenn alles das, was ich hier gesehn, einer Religion passiren darf, und sie dabei doch nicht Noth leidet, dann muß sie vortrefflich sein.

Ich weiß nicht, was an dem Gerede von den zwei Seelen des Ministeriums ist; aber das weiß ich, wenn der Staat Preußen zwei Seelen hat, dann wird die gute und große Seele über die böse und kleine Seele siegen. Denn das erfordert der Selbsterhaltungstrieb dieses spartanisch-jugendkräftigen Gemein-

wesens. Auch der Staat wächst mit seinem Zweck, und wenn der preussische Staat seine hohe Mission erfüllen will, dann verbietet es sich von selbst, daß seine Organe jedem Bauern in jeden Topf gucken.

Wenn ich ob dieser Topfguckerei manchmal mißmuthig werde, — und ich gestehe Ihnen, daß dies zuweilen der Fall ist, obgleich mein Temperament nicht zum Mißmuthe geneigt ist —, dann frage ich mich: Aber wie wäre es denn, wenn „wir“, d. h. unsere Regierungen und Oestreich, im vorigen Jahre gesiegt hätten und das Land nicht annectirt worden wäre? — und dann stellen sich solche Schaudergemälde vor mein geistiges Auge, daß ich mit Klopstock singen möchte:

„Ebert, mich scheucht ein trüber Gedanke vom blinkenden Weine
Tief in die Melancholie!“

und daß ich zu dem Schluß komme:

Und doch gut preussisch trotz alledem und alledem!

Und wenn zum Quintus noch ein Sextus, zum Sextus noch ein Septimus, zum Septimus noch ein Octavus käme, und wenn sie alle gleichen Kalibers wären, und wenn alle Adhortationen des großen Marcus Tullius auf unfruchtbares Erdreich fielen — — —, e pür se muove!

Genehmigen Sie u. s. w.

Dr. R. Br.

Neuere historische Literatur.

Neueste Geschichte von den Wiener Verträgen bis zum Frieden von Paris (1815—1856) von weil. Dr. Friedrich Lorenz (Berlin bei J. Guttentag.)
Geschichte der neuesten Zeit 1815—1866, von Wilhelm Müller (Stuttgart bei Paul Neff.)

Ziemlich gleichzeitig erschienen, sehen es die beiden oben genannten Bücher auf den gleichen Zweck ab. Dem Leser soll die Gelegenheit geboten werden, die Geschichte der letzten Jahrzehnte zu recapituliren, die Lücken seiner Zeitungslectüre auszufüllen und sich ein Gesamtbild der Ereignisse zu machen, deren Zeitgenosse oder Zeuge er im Einzelnen selbst gewesen ist. Bei der zunehmenden Betheiligung des Volks an den öffentlichen Angelegenheiten und dem entschiedenen Bedürfniß eines beträchtlichen Bruchtheils desselben nach einer Orientirung über die Verhältnisse, welche die gegenwärtige Situation zur Voraussetzung hat, läßt sich das Recht populärer Darstellungen der neueren Geschichte nicht leugnen, wenn es mit diesen auch seine eigenthümlichen Schwierigkeiten hat. Zwei verschiedene Gattungen von Lesern nehmen Bücher dieser Art zur Hand: solche, die dieselben im Interesse ihrer politischen Bildung lesen und praktisch in die Zeitgeschichte eingeführt sein wollen und solche, denen ausschließlich daran gelegen ist, Vorgänge, die ihnen nur vom Hörensagen bekannt geworden, im Zusammenhange kennen zu lernen. Schon die Natur des Materials, welches den Geschichtschreibern ihrer eigenen Zeit, zumal solchen zur Verfügung steht, welche den ungeheuren Stoff auf einigen hundert Seiten bewältigen wollen, bedingt es, daß weder den Erwartungen der Einen, noch denen der Anderen ganz entsprochen werden kann. Ist der Autor irgend gewissenhaft, so kann er weder über die Freunde noch über die Feinde ein letztes Wort sagen, denn er muß wissen, daß die Acten noch nicht geschlossen sind, ja er stößt alle Augenblicke auf Lücken seines Materials, die ihm jede nur einigermaßen pragmatische Darstellung auch der äußeren Ereignisse unmöglich machen. Auf der andern Seite wird es sich nie ver-
leugnen, daß der Zeitgenosse, der wesentlich über Selbsterlebtes berichtet, mit vor-